Das „Hamburger Echo" erscheint täglich zweimal, Sonntags u. nach Feiertagen nur einmal. Bezugspreis: wöchentl. 2.35 M., monatl. 10 M. vorauszahlbar frei ins Haus.
Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Verantwortlicher Redakteur: Paul Lugdahn, Altona.
Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß. Buchhandlung: Erdgeschoß. Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstraße 11, 1. Stock.

Einzelnummer morgens 20 ₰, abends sowie Sonn- und Festtags 30 ₰.

Hamburger Echo

Anzeigen die elfgespaltene Petitzeile 2,20 M., zuzüglich 50 Prozent Teuerungszuschlag. Arbeitsmarkt u. Familienanzeigen 2,40 M.
Anzeigen-Annahme Fehlandstraße 11 im Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 5 Uhr) und in allen Annoncen-Bureaus.
Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit.

Nr. 355. Dienstag, den 2. August 1921 — Abend-Ausgabe. 35. Jahrgang.

Politische Prozesse in der Republik.

Die Strafjustiz ist in der vorrevolutionären Zeit immer eine Klassenjustiz gewesen. Zumeist nicht in dem Sinne, daß die Richter im Interesse ihrer Klasse das Recht absichtlich gebeugt hätten, aber sie urteilten und entschieden aus den Vorurteilen, aus der politischen, moralischen, wirtschaftlichen, geistigen Befangenheit ihrer Klasse heraus. Die wenigen Ausnahmen, die man in Süddeutschland und auch hier in Hamburg erlebte, bestätigten nur die Regel, daß sich das gesamte Berufsrichtertum zur Verteidigung der Interessen seiner Klasse berufen fühlte und diese Interessen nach Kräften gegen die wirtschaftlich, kulturell aufstrebende Arbeiterklasse und gegen alle, die zur herrschenden Kaste in Opposition standen, mit Hilfe der Strafrechtspflege und der Strafvollstreckung wahrnahm.

Eine grundlegende Aenderung der gesamten Strafrechtspflege ist deshalb von den weitesten Kreisen des Volkes gefordert worden, eine Aenderung des Strafrechts sowie des Gerichtsverfassungsgesetzes und des Strafprozesses. Die Revolution schien die Erfüllung dieser Forderung in einige Nähe gerückt zu haben. Und in den ersten Revolutionswochen bekam auch die Rechtsprechung in politischen Strafsachen ein Gepräge, das, einerlei, ob es aus Angst oder Erkenntnis geboren, nicht mehr den Klassencharakter trug. Aber wie bald wurde das wieder anders. Und wie wunderbar hat man es verstanden, alle Reform der Strafrechtspflege hinzuziehen.

So haben wir heute bei allen den alten Gesetzen in Strafrecht, Prozeß und Gerichtsverfassung, so reformbedürftig sie sind, und bei der überlieferten Judikatur, die sich aus den kapitalistischen Instinkten der ehemals regierenden Klasse genährt hat, den alten Richterstand, der so gut wie ausnahmslos sich aus der Kapitalistenklasse rekrutiert, in ihren politischen Anschauungen erzogen ist, und sich ganz und gar an dem in den Novembertagen 1918 niedergebrochenen System orientiert hat. Was Wunder, wenn es da nicht an Konfliktsstoff fehlt.

Die Klassenjustiz, die wir in der nun hochseligen kaiserlichen Zeit schärfstens kritisiert und bekämpft haben, hat sich in der Republik in einer Weise vergrößert und vergröbert, daß sie zu einem wahren Hohn auf die geltende Staatsverfassung geworden ist. Das gilt in erster Linie natürlich von ihrem Walten in politischen Prozessen, aber auch sonst ist sie in der Strafrechtspflege sehr deutlich zu spüren. Nun wäre der Hohn, den sich die Herren Richter und Staatsanwälte leisten, so dreist er auftritt, ja immer noch zu ertragen. Was geht es uns an, wie diese Herrschaften, die eine von dem leidigen Zwist der Arbeiterschaft gelähmte Revolution bedauerlicherweise in ihren so bedeutungsvollen Aemtern gelassen hat, über uns und unser Tun denken. Aber das Wirken, das sich das Gros der Gerechtigkeitsverüber, die auf dem Strafrichterstuhl sitzen, leistet, wächst sich allmählich zu einer gewissen Gefahr für die Republik aus. Dieser Gefahr muß begegnet werden.

Früher fühlten sich die Richter und Staatsanwälte berufen, durch ihr Handwerk den Klassenstaat vor den „Umstürzlern" zu schützen. Besonders fühlbar kam diese Auffassung in der Strafrechtspflege zum Ausdruck, wenn es in der Politik oder im Wirtschaftsleben rumorte. Mit der Auffassung der Richter von dem Grad der Gefahr, die ein Streik für den kapitalistischen Klassenstaat bedeutete, wuchsen die Urteile gegen streikende Arbeiter. Und in den Zeiten, wo Knebelungsmaßnahmen gegen die aufstrebende Arbeiterschaft, wie das Umsturzgesetz und das von dem kaiserlichen Handlanger des kapitalistischen Ausbeutertums so emphatisch angekündigte Zuchthausgesetz, im Reichstag gescheitert waren, wurden die Strafurteile gegen sozialdemokratische Politiker am brutalsten; die Staatsanwälte schrieben sich die Finger wund, um Anklagen zu fabrizieren. Deutlich sprach aus allem die Klassenjustiz.

Deutlicher aber noch spricht sie heute. Fühlten sich früher viele Richter und Staatsanwälte berufen zur Verteidigung der herrschenden Gewalten, des Monarchismus und des sozial ungebändigten Kapitalismus gegen die politische Opposition, so sehen sie jetzt ihr Amt darin, die alte reaktionäre, militaristisch-monarchistische Opposition zu schützen und zu stützen gegen die Republik und die republikanischen Staatsorgane. An Hunderten von politischen Strafprozessen der letzten beiden Jahre hat sich das erwiesen. Richter und Staatsanwälte essen zwar [illegible] der republikanischen Reichsverfassung Treue geschworen, aber sie hassen sie ingrimmig und schließen liebend in die Arme jedermann, der sie beschimpft und bekämpft.

Eins der krassesten Beispiele war der Injurienprozeß, der sich jüngst in Hamburg unter dem Protektorat des Generalstaatsanwalts Dr. Schön vor der Strafkammer des Herrn Dr. Ertel abspielte. Angeklagt war der sichere Holtz, Redakteur der „Hamburger Warte", wegen Beleidigung des Senators Hense. Holtz ist immer noch ein Mann, der wegen schäbiger Schmutzereien aus seinem früheren Staatsamt hat scheiden müssen, ein Mann, der sein geistig so unendlich poweres Blatt lediglich mit Skandalaffären füllt, die republikanischen Staatsdienern frech und verlogen angehängt werden, den honorigen Herrschaften aus der Gesinnungssphäre des Herrn Generalstaatsanwalts aber einen Heidenspaß machen. Hense ist ein Mann, der sein ganzes Leben dem Wohl der Allgemeinheit geopfert hat, ist ein Mann, der es sich ein Stück Leben und Gesundheit hat kosten lassen, als er in den ersten Revolutionswochen Hamburg vor dem Schlimmsten bewahrte. Hätte Hense nicht seine ganze Liebe zum deutschen Volke, zu seiner zweiten Heimat Hamburg nicht seit Jahr und Tag selbstlos daran gegeben, hätte der Polizeimajor Danner, ein im Felde verdienter Generalstabsoffizier, unter und mit ihm alle seine Entschlossenheit und geistige Ueberlegenheit nicht restlos in den Dienst der Allgemeinheit gestellt, wer weiß, an welchem Laternenpfahl der Dr. Schön und der Dr. Ertel schon längst gebaumelt hätten.

Aber der Holtz gebärdet sich als Monarchist, Hense ist Republikaner, gar Sozialist, ebenso Danner. Grund genug für Herrn Ertel, diesem republikanischen Major, der seinem Amtseid getreu seine Pflicht tat, durch die ganze Art der Behandlung und Vernehmung seine aus unglaublich dummer Auffassung gewonnene Verachtung deutlich zu machen. „Was haben Sie auszusagen?" schnauzt der Ertel den Major Danner an. Ton und Form dieser Frage an den Hauptzeugen in einem Prozeß wegen schwerer Beleidigung eines Regierungsmitgliedes des Landes, in dessen Namen er „rechtspricht", ließen genugsam erkennen, weß Geistes Kind dieser Richter ist.

Und dann der Herr Generalstaatsanwalt. Nicht ist es der schwer beleidigte Polizeiherr und Senator, dessen Ehre und Interessen er vertritt. Es ist der gleichfalls honorable Herr Holtz, dem — du lieber Gott, es ging nach Gesetzeslage leider nicht anders — die Strafjustiz zu nahe zu treten [illegible] wickelt er diesen Journalisten, dem sein Skandalblättchen ein sehr lohnender Gelderwerb ist, nichts anderes, wie wickelt der Generalstaatsanwalt diesen Menschen in Liebe ein, dessen einträgliches Geschäft es ist, neben andern Dienern des republikanischen Staatswesens, besonders den sozialdemokratischen und demokratischen Hamburger Senatoren allwöchentlich ganz freche Verleumdungen anzuhängen! In wirklich nachgerade unzählbaren Fällen ist diesem Menschen nachgewiesen worden, wie er über den Senat und über einzelne seiner Mitglieder Unwahres, Lügenhaftes, Verleumderisches behauptet hat. Ihm persönlich ist von ehrenhaften Beamten der verschiedensten Behörden, deren Präsiden er angefallen hatte, gesagt und bewiesen, daß seine Behauptungen unrichtig, unwahr seien. Aber niemals, auch nicht in einem einzigen Falle hat dieser Holtz so viel Ehrenhaftigkeit in sich aufbringen können, auch nur die Andeutung einer sachlichen Berichtigung in seinem Blatt zu machen. Als ihm neulich der — politisch übrigens dem Generalstaatsanwalt nahestehende — Rathausheer eine sachliche Berichtigung geschickt hat auf eine wieder einmal zu Skandalzwecken aufgestellte unwahre Behauptung, hält er trotzdem seine Behauptung aufrecht und zeiht damit implicite den in ganz Hamburg allgemein geachteten Senator Schramm einer wissentlichen Unwahrheit.

Alles das steht fest über diesen Menschen und über sein Treiben, über die Art seines Geldverdienens. Der Generalstaatsanwalt müßte das wissen, nein, er muß das wissen, denn er kann doch nicht allein aus dem elenden Winkelblatt „Hamburger Warte" seine Kenntnis der Hamburger Tagesereignisse ziehen. Alles das hätte der Generalstaatsanwalt, hätte er wirklich seine Pflicht im Dienst der Republik, der er geschworen hat, erfüllen wollen, dartun und durch Material und Zeugen beweisen müssen, um so die Atmosphäre zu schaffen, aus der ein gerechtes Urteil zu fällen war.

Was tut er statt dessen? Er macht sich stark für diesen Menschen, der den republikanischen Staatsdienern gewohnheits- und gewerbsmäßig die Ehre abschneidet. Er marschiert mit seinem „Gewissen" für diesen Mann und sein Hetz- und Schmutzblatt in die Schranken, ihm empathisch die lauteren Motive attestierend. Und das Gericht pflichtet ihm durch die Art der Bestrafung und die Begründung bei.

Ein Schulbeispiel politischer Strafjustiz in der Republik. Ein Beispiel, das schlagend beweist: so darf es nicht mehr weitergehen. Solche „Staatsanwälte" darf sie sich nicht länger gefallen lassen. Der Richterschaft, die so sich gegen die republikanischen Einrichtungen benimmt, ist so schleunigst wie möglich eine Laienrichterschaft an die Seite zu stellen, die objektiv dem Recht dienen kann, indem sie sich nicht in den Dienst der Politik stellt.

Gegen die Brotverteuerung!

Nach einer Meldung aus Magdeburg wendet sich die Aerztekammer für die Provinz Sachsen gegen die beabsichtigte Brotpreiserhöhung. Die beträchtliche Erhöhung des Preises würde zur Folge haben, daß zahllose Kreise der Bevölkerung noch mehr der Unterernährung mit allen ihren üblen Folgen preisgegeben würden. Neue folgenschwere Unruhen und Kämpfe seien zu befürchten. Die Aerztekammer hält es daher im Hinblick auf das Allgemeinwohl und die Wiedergenesung des kranken Volkes für geboten, das unbedingt zur Lebenshaltung nötige tägliche Brot in der bisherigen Preishöhe weiter zu verabfolgen. Für das über die jetzige Wochenmenge hinausgehende Brot könne ein entsprechender Mehrbetrag gefordert werden.

Dieser Forderung der sächsischen Aerzte sollten sich alle für das Volkswohl verantwortlichen Kreise, vor allem die sozialdemokratischen Parteiorganisationen, die Gewerkschaften und die Konsumgenossenschaften aller Orte mit größtem Nachdruck anschließen. In einer Zeit, wo die Großbauern, die doch in der Hauptsache die Getreidelieferanten des deutschen Volkes sind, im üppigsten Wohlleben schwelgen, mit ihrem Reichtum kaum noch wissen wohin, während sie gleichzeitig den Landarbeitern die Löhne kürzen, soll ihnen von Reichswegen ein neues Milliardengeschenk in Gestalt der Brotpreiserhöhung gemacht werden auf Kosten der besitzlosen Millionen Menschen, die jetzt schon an Unterernährung leiden. Nichts ist heute notwendiger, als dagegen alle Volkskräfte mobil zu machen.

Ueber die Zustände in Rußland

werden insbesondere jetzt von rechtsgerichteter Seite Mitteilungen verbreitet, die scheinbar bezwecken sollen, der deutschen Arbeiterschaft die Hilfeleistung für die russischen Hungernden zu verleiden. Eine entsprechende Propaganda hat ja bereits in Deutschland öffentlich eingesetzt, und es zeigt sich heute, daß es besonders die kapitalistischen Kreise sind, die der russischen Arbeiterschaft den Hungertod wünschen. Zweifellos sind die Zustände in der Sowjetrepublik äußerst kritisch, und kein Kommunist kann ableugnen, daß das russische Volk am Hungertuche nagt und schweren Tagen entgegengeht. Von Bestialitäten aber, wie sie von der deutschnationalen Presse und Sensationsblättern vom Schlage des „Berliner Lokalanzeigers" geschildert werden, ist vorläufig nichts bekannt. Auch die Mitteilung, daß die Sowjetregierung den Führern der Menschewiki erklärt hat, nicht mehr der Lage Herr werden zu können, ist wohl nur ein Gespinnst, das noch auf seine Bestätigung warten muß; desgleichen erscheint die Meldung, nach der das zur Linderung der Hungersnot in Moskau eingesetzte Hilfskomitee die Regierungsgeschäfte übernommen hat, ein bewußter Schwindel zu sein.

Die Sowjetregierung hat inzwischen die von der amerikanischen Regierung im Falle einer Unterstützung gestellten Bedingungen angenommen und bereits eine Zahl amerikanischer Internierter freigelassen. In einer entsprechenden Mitteilung, die Kamenew nach Amerika sandte, schlägt er zugleich die Einberufung einer Konferenz nach Riga oder Reval vor, um die Modalitäten für die amerikanische Hilfe festzusetzen. Nach einer Mitteilung eines deutschen Kolonisten im Wolgagebiet sollen 70 von Hundert der russischen Saatenflächen völlig verdorrt und 800 000 deutsche Kolonisten dem Untergange geweiht sein.

Gerüchtweise verlautet jetzt, daß es in Petersburg zu Meutereien der Truppen gekommen ist, nachdem die Regierung eine Herabsetzung der Lebensmittelrationen angeordnet hat.

Die gekränkte Feldherrenehre Ludendorffs.

Vor einigen Tagen hatte der sozialdemokratische Schriftsteller Robert Albert Aeußerungen des Generals Hoffmann veröffentlicht, die dahin gingen, daß die Kriegsbücher Ludendorffs und Hindenburgs schlecht seien und daß Hoffmann selber keine Erinnerungen schreiben wolle, weil er sonst der Welt unterbreiten müsse, daß Ludendorff kein Feldherr war. Die Marneschlacht sei eine direkte Folge höherer Unfähigkeit gewesen. Außerdem hatte Hoffmann eine Reihe weiterer Kriegsmaßnahmen scharf getadelt. Nun teilt die „München-Augsburger Abendzeitung" mit, daß infolge dieser Veröffentlichungen Ludendorff brieflich von Hoffmann Aufklärung gefordert habe. Darauf habe Hoffmann Ludendorff in Tegernsee besucht und die Richtigkeit der Mitteilungen Alberts zugegeben. Ludendorff habe Hoffmann gegenüber keine Zweifel bestehen lassen, daß eine derartige Unterredung, wie er sie mit Albert gepflogen habe, unvereinbar mit den Ansichten des Offizierstandes sei, und daß eine solche Unterredung den Kreisen, von denen ein Wiederaufbau des Vaterlandes zu erhoffen sei, nur schade. Ludendorff beabsichtige nicht, sich zu dieser Angelegenheit näher zu äußern. Er sei der Ansicht, daß sich General Hoffmann durch seine Erklärungen von neuem einen schlechten Dienst erwiesen habe. An diese Erklärung Ludendorffs knüpft das deutschnationale Münchener Blatt einigen Klatsch. Es schreibt nämlich: „Bekannt ist der starke Einfluß, den Hoffmanns Frau, eine geborene Stern, auf den General ausübt. Im Jahre 1918 hatte sie eine Art politischen Salons in Berlin eingerichtet, wo auch Erzberger verkehrt haben soll. Jedenfalls standen Herr und Frau Hoffmann in Beziehungen zu Erzberger und Solf. Dieser Salon wurde vom Generalfeldmarschall Hindenburg mehrmals verboten. Daraus ist die Feindseligkeit zu erklären, mit der jetzt die anerkannten Führer des deutschen Heeres bloßgestellt werden sollen."

Es kann den weitesten Kreisen des deutschen Volkes heute völlig egal sein, ob Ludendorff, dessen persönliches Heldentum durch die Flucht nach Schweden genügend gekennzeichnet ist, sich selbst für einen Feldherrn hält oder nicht. Die Hauptsache ist, daß er und seinesgleichen nie wieder Gelegenheit erhalten, als „anerkannte Führer" am Wiederaufbau des Vaterlandes, wie er ihn auffaßt, mitzuwirken. Im übrigen bestätigen die schon längst bekannten Eifersüchteleien, die während des ganzen Krieges im Großen Hauptquartier geherrscht haben, von welch erbärmlich kleinen Geistern das deutsche Heer in dieser „großen Zeit" geführt worden ist.

Aus Oberschlesien.

Beuthen, 1. August. (Eigener Bericht.)

Dem Beispiel der deutschen Oberschlesier folgend, haben jetzt auch die Polen am vergangenen Samstag in Kattowitz einen „Obersten Volksrat für Oberschlesien" gegründet, der an Stelle des bisherigen polnischen Plebiszitkommissariats und der obersten Aufstandsbehörde treten soll. Nach der in deutscher Schrift erscheinenden polnischen Grenzzeitung besteht dieser Volksrat aus 12 Vertretern, an dessen Spitze ein Präsidium von 4 Personen der verschiedenen polnischen Parteien gewählt wurde. Ein Aufruf, den der Volksrat in der „Grenzzeitung" veröffentlichte, wurde von der englischen Zensur in Beuthen mit samt dem Kommentar der „Grenzzeitung" gestrichen. Der Sitz der polnischen Volksvertretung in Oberschlesien ist das berüchtigte Hotel Lomnitz, wo bisher Korfanty seine Gewaltpläne ausarbeitete.

Die allgemeine Lage in dem ehemaligen Aufstandsgebiet läßt noch viel zu wünschen übrig. Auch heute noch laufen bei der deutschen Vertretung der oberschlesischen Bevölkerung dauernd Beschwerden über Mißhandlungen ein und kein Tag vergeht, ohne daß nicht polnische Räuber sich an Leben und Eigentum der Deutschen vergehen. In Godullahütte bei Beuthen haust bereits seit einigen Tagen eine polnische Räuberbande unter der Führung des aus dem Strafgefängnis entsprungenen Raubmörders Musiol. Am Sonntag wurde von den Räubern die Straßenbahn angehalten und eine ganze Anzahl von Personen verschleppt, über deren Verbleib bis heute noch nichts bekannt ist. Der polnische Gemeinderat ist gegen die in Halleruniform auftretenden Banditen machtlos.

Im Kreise Rosenberg griffen die Polen in der Nacht vom Sonntag auf Montag abermals verschiedene Dörfer an. Die 160 Mann starken polnischen Insurgenten wurden von der Orpo zurückgeschlagen. Augenblicklich bereist eine englische Kommission den Kreis Rosenberg, um sich über die Stimmung der Bevölkerung zu unterrichten und dann entsprechende Maßnahmen zu ergreifen.

Die reaktionäre Gefahr in Mittelschlesien.

Das „Berliner Tageblatt" berichtet aus Breslau über die sozialistische Parteikonferenz für Mittelschlesien. In der Hauptsache beschäftigte man sich mit der inneren Politik, wobei gegen das preußische Ministerium des Innern und gegen das Justizministerium scharfe Angriffe gerichtet wurden. Genosse Scholich sprach über den Selbstschutz, der kein geeignetes Mittel sei gegen einen neuen Polenputsch, aber eine reaktionäre Gefahr sei. Einstimmig wurde eine Resolution angenommen, welche unverzügliche Auflösung aller Arbeitsgemeinschaften in Schlesien fordert, weil sie militaristische Organisationen besitzen, eine ernstliche Gefahr für die öffentliche Ordnung sind, einen Kurierdienst haben, militärische Appells sowie Flaggenparaden veranstalten, in geschlossenen Formationen politische Versammlungen besuchen und Waffenankäufe betreiben.

Bayerische Königs-Idioten.

Wie dem „Vorwärts" aus München gedrahtet wird, wurden in einer Agitationsversammlung der bayerischen Königspartei folgende Richtlinien für die Propaganda bekanntgegeben: Unsere einzige Rettung ist „Los von Preußen und Anschluß an Frankreich". Wir können von Frankreich alles verlangen, Kohlen und Geld, wenn wir es fertigbringen, mit unserem neuen Königreich einen Keil in die preußische Politik zu treiben. Unser zukünftiger König, Prinz Rupprecht von Bayern, setzt sich mit seiner Person für alles ein. Kahr, Escherich und Roth haben uns an Preußen verraten. Unser künftiges Königreich wird kein Sklave des Kapitals sein, sondern ein Volkskönigreich. Unser Prinz Rupprecht macht sich schon auf dem Lande populär, indem er jedem Holzknecht die Hand drückt und sich mit ihm unterhält. Sobald wir einen König haben, werden die Lebensmittel um 50 %, die Kohlen um 30 % billiger werden. — Man sollte meinen, daß so viel Blödsinn selbst für einen bayerischen Bierschädel zu dumm sein müßte.

Crispien in Paris.

Bei der Gedenkfeier für Jaurès in Paris, die am Sonnabend, nicht Sonntag, wie gestern irrtümlich gemeldet, stattfand, hat der Vorsitzende der Deutschen Unabhängigen Sozialdemokratie, Genosse Crispien, vor etwa 6000 Personen gesprochen. Sembat hielt eine längere Begrüßungsansprache zu Ehren der auswärtigen Delegierten, worauf Crispien das Wort ergriff. Bei seinem Erscheinen versuchte ein Teilnehmer eine kleine Demonstration, wurde aber sofort aus dem Saal entfernt. Die Rede Crispiens wurde in deutscher Sprache gehalten und dann ins Französische übersetzt; sie wurde mit ungeheurem Beifall aufgenommen.

Crispien erinnerte an den Widerstand, den die Unabhängigen während des Krieges befolgt hätten, und führte dann aus: „Als ich mich jetzt nach Paris begab und Eure verwüsteten Gebiete, Eure zerstörten Städte und Dörfer sah, fühlte ich mehr denn je die Wunden, die Frankreich durch den Krieg erlitten hat. Ich verstand, daß eine loyale Wiedergutmachung von dem deutschen Volke durchgeführt werden muß und daß nur diese Wiedergutmachung die Grundlage einer Versöhnung bilden kann. Ich bringe im Namen aller deutschen Sozialisten die Versicherung mit, daß wir zu Wiedergutmachungen bereit sind, wie ich auch den deutschen Sozialisten versichern darf, daß das französische Volk jeden Chauvinismus verdammt."

Am 14. August werden in verschiedenen Teilen Ostpreußens nationalistische Tannenbergfeiern veranstaltet. Zu der Königsberger Feier sind Hindenburg und Ludendorff geladen. Hindenburg soll aber abgesagt haben. Gleichzeitig aber, und zwar auf demselben Platze, ist die Kundgebung „Nie wieder Krieg" einberufen worden, die in Ostpreußen erst am 14. August stattfindet.

Die Leute aus dem Dreisatale.

Ein Roman in drei Teilen.
Von Gustav Schröer.

[31]

Nach all dem Brausen und Wühlen kam der Frühling in Person. Eines Morgens stand er lächelnd auf dem Berge, und als Susanne aus dem Hoftor trat, da rief er ihr freundlich zu: „Da bin ich, Zorgekind." Und das Zorgekind lachte ihm entgegen: „Sei willkommen! Nun ist es doch ein gut Teil leichter, sich zu freuen." Ihren ganzen kargen Liederschatz warf sie in das große Freuen, und wo das Gelernte aufhörte, da fing das Eigene an. Ein Summen und Dudeln, hoch und tief, dem Mädchen der Ausdruck eines Frohseins, für das das Wort zu schwach war. Der Frühling brachte Arbeit mit. Hei, wieviel Arbeit! Die Stiere trotteten gemächlich in den Furchen, der Ackerpflug blinkte, die Schollen brachen und hatten einen herben Geruch. Und als die Zeit da war, da schlug Susanne das Sätuch um die Schultern, griff mit weit offener Hand in die goldenen Körner und warf sie mit kräftigem Arme in die verlangende Erde. Auf den Baumwipfeln am Waldesrande saßen die Drosseln und sangen ihr Halleluja, in den Erlen bauten die Zeisige, und in der Hecke trug das Rotkehlchen zu Neste.

Bauer Tröge schickte den Bruno herüber, daß er dem Nachbar helfe, aber Susanne lachte ihn aus. Spielend würden sie mit der Arbeit fertig.

Der Trögesohn war wirklich ein anderer geworden. Angefangen hatte es damals, als der Winter noch in unbestrittenem Herrentume stand, und Susanne hatte gemeint, es werde sein wie schon etliche Male, und in vierzehn Tagen stünde Bruno wieder in den alten Schuhen. Er hatte sie aber endgültig ausgezogen und blieb wie er geworden war. Es war da allerlei zusammengekommen, eigenes Nachdenken, des Vaters harte Worte und aus dem Jungen selber heraus ein guter Kern. Man konnte gut mit ihm plaudern, sogar lachen und ruhig neben ihm sitzen, ohne daß er tollpatschig zugriff. Susanne redete gerne mit ihm und ging ihm nicht aus dem Wege. Wenn er drüben ackerte, dann pfiff er, und der Peitschenknall kam bis herüber. Das Mädchen war aber inwendig vollkommen ruhig, und wenn sie mit ihm sprach oder wenn sie an ihn dachte. Anders, wenn die Gedanken den Florian suchten. Da war eine Scheu in ihr und doch ein Sehnen, ein Weinen und ein Fröhlichsein.

Erdmute und ihr Mann kamen ab und zu auf den Hof. Ein paar ruhige, stille Leute, die mit den Worten umgingen wie ein Geizhals mit seinem Golde. Zorge lag auf der Lauer nach Wort und Blick, und er sah, was die zwei selber noch nicht fühlten. Daß Erdmute ungleichmäßig war in ihren Reden. Hart und von innerem Unbefriedigtsein aufgepeitscht und zurücksinkend in die alte Müdigkeit. Erwin aber hatte ein Lächeln um die Lippen. Ueberlegen und ein wenig mitleidig mit seinem Weibe.

„Wie hat sich Erdmute eingerichtet?" fragte ihn Zorge.

„Oh, gut. Sie geht der Mutter tüchtig zur Hand, alles was wahr ist?"

„Und Ihr zwei untereinander?"

Erwin Tröge wandte sich ein wenig ab, und eine rote Welle brannte ihm über die Wangen. Er lächelte. „Wir zwei untereinander? Gut ist es, Vater, gut. Wie die Weiber sind, wenn sie jung sind."

„Nur die Weiber?"

„Ich bin immer ein langweiliger Mensch gewesen."

Da lag es, schlummerte noch, konnte sich ausgleichen, konnte aber auch Flamme werden.

Zorge versuchte noch einmal, wie er es schon früher versucht, mit Erdmute zu reden, so wie es zwischen Susanne und ihm nun schon zur Gewohnheit geworden war. Erdmute nickte dazu, und als er zum zweiten oder dritten Male das gleiche begann, da sagte sie: „Ich weiß nicht, was Du eigentlich willst, Vater. Wir machen schon unsere Sache."

Susanne war nie munterer gewesen als jetzt. Ihr ganzes Sein war in Licht getaucht. Ihre Arbeit, ihre Art zu sprechen, zu gehen, und auch wenn sie ernst war, war es der frohe Ernst eines Menschenkindes, das ein gläubig Vertrauen in sich trägt.

Zorge hatte einen Brief vom Amtsgericht empfangen, in dem er nach Florian Günther gefragt wurde. Es stand nicht darin, weswegen die Auskunft gefordert wurde, und der Bauer verschwieg Susanne das Schreiben. Er sann aber etliche Tage darüber nach. Mit dem Gericht hatte Florian zu tun? War denn, was er über sein Unglück gesagt, erlogen gewesen? Und war seine scheinbare Unberührtheit Heuchelei? Anfangs quälte sich Zoge damit. Dann lachte er sich aus. Sei es, wie es sei, das ist gewiß, daß er kein Lügner war. Wäre er es gewesen, dann hätte er zu allererst Susanne genommen, die ihm entgegenblühte, ohne es in ihrer kindlichen Art verbergen zu wollen. —

Es war ein sonnenheller Sonntagnachmittag. Bruno Tröge saß mit Susanne am Raine unter dem Zorgehofe. Ernsthaft und mit einem stillen Gesicht saß er da. Was die Väter untereinander besprochen, was von Bauer Tröges Seite aus ein so unverrückbares Vorhaben war, daß Bruno die Frucht schon in der Hand wähnen mußte, das war dem nun in eigenem Nachdenken ungewiß geworden. Der Vater hatte ihn etliche Male scharf angefaßt. Verstanden hatte er ihn nicht. Bruno begann, sich in sich selber zurechtzufinden und fühlte, daß die Entscheidung einzig bei dem Mädchen stand. So fragte er sie ernsthaft und langsam: „Susanne, willst Du mein Weib werden?"

Susanne nahm es so ernsthaft, wie es gesagt war. „Nein," antwortete sie. „Ich habe Dich gerne, aber Dein Weib werde ich nicht?"

„Bin ich Dir zuwider?"

„Früher dachte ich es manchmal, aber nun schon lange nicht mehr."

„Warum willst Du mich dann nicht?"

„Ja, Bruno, wenn es doch nicht geht."

„Es geht nicht? Warum nicht?"

„Das weiß ich nicht, aber es geht nicht."

„Würdest Du den — — Florian heiraten mögen?"

„Den?" Susanne schlug die Augen nieder. „Der kommt nicht wieder."

„Weißt Du das gewiß?"

„Ja." Da sagte sie zum ersten Male bewußt eine Unwahrheit.

Bruno Tröge ging seines Weges nicht ohne Hoffnung. Sicher war ihm, daß er dem Mädchen näher stand als je vorher, und kam der andere nicht wieder, dann mochte es noch alles recht werden. Dabei lebte in ihm ein starkes, lauteres Fühlen. Er umwarb das Zorgekind mit ehrlicher Liebe, und es lag ihm schwer auf der Seele, was er einst an Erdmute getan. Seit sie auf dem Hofe war, hatte er sich ihr nie wieder genaht. Es kam dann und wann vor, daß Erdmute in der Dunkelheit in Haus oder Stall plötzlich schwer atmend neben ihm stand, und wenn er dann, mit lautem Worte die Heimlichkeit zerschlagend, sich ferne hielt, dann spürte er förmlich die Enttäuschung des Weibes. So verwünschte er die Stunde, da er eigenes Begehren geheuchelt hatte.

Bauer Tröge machte es sich im Hause bequem. Er arbeitete, aber er plagte sich nicht. Sein Gesicht ward rund und hatte eine gesunde Röte. Erdmute schien auch ihm gut zu dem Sohne zu passen. Nur, daß sie schier gar nicht aus sich herausging, das hätte er lieber anders gesehen. Ein Zuviel nach der andern Seite aber wäre ihm noch unangenehmer gewesen, als es gegenwärtig war. Er trat merklich zurück in der Ausübung seiner Herrenrechte. Erwin fragte ihn dies und das, aber es geschah, daß der Bauer darüber zornig wurde und auf den Sohn losplterte: „Bist Du denn nicht selber Manns genug? Was gibt es da groß zu fragen?" Dann lächelte Erwin Tröge und ging an die Arbeit.

Hannelore ging allmählich ein wenig vornüber geneigt. Sie hatte sich immer strack gehalten, weil ihr Ohr gespannt hinaus gelauscht hatte. Dem Wahne aber schien das Genick gebrochen zu sein. Der wochenlang in irgendeinem Winkel gehockt und unversehens dem Weibe an den Hals gesprungen war, der schien tot zu sein. Nun ließ die große, martervolle Spannung nach, und Hannelore neigte sich müde ein wenig erdwärts. Nur ein wenig. Sie blieb stattlich.

Die Bäuerin sprach nicht viel, aber was sie sprach, das war bedacht. Einmal ging sie sogar an einem linden Abend, der voller Vogelsang und voller Blühen war, in das Tal hinab, die Felder und Wiesen drunten in der Nähe zu besehen. Wie lange war das her, seit sie das das letztemal getan? Ach, Jahre, schwere, jämmerliche Jahre. Tröge suchte sein Weib im Hause und fand sie nicht. Als er zufällig zum Fenster hinausblickte, da sah er sie drunten, fast am Bache. Gemächlich schritt sie aus, langte da und dort nach einer Blume, hielt die Hand über die Augen, weil die Sonne sie blendete und sah über die Kornbreiten, stand, und ging weiter, und wandelte mit frohwachen Sinnen.

Darüber verwunderte sich Tröge so stark, daß er seine Söhne herbeirief. „Schaut einmal da hinab."

„Die Mutter?" fragte Bruno zweifelnd.

„Freilich, die Mutter."

Erwin nickte. „Na, Gott sei Dank. Jetzt werden wir doch wieder Menschen."

Fortsetzung folgt.